

Es gibt für Künstler eine Aufteilung in Denker und Macher. Welcher Gruppe, Frau Wagner, würden Sie sich selber zuordnen?

Ich zähle mich eher zu den Machern, da ich meine Plastiken im Atelier, in der Arbeit entwickle. Es gibt zwar auch eine Art von Konzept für bestimmte Arbeiten, aber das heißt nicht, daß ich mit dem Konzept ins Atelier gehe und mit der handwerklichen Ausführung beginne. Ich liebe das Machen und die Möglichkeiten, Unwägbarkeiten und Überraschungen, die es bietet und mit denen ich gerne umgehe, die ich aufgreife und für meine Idee nutze. Davon abgesehen finde ich es problematisch die Menschheit in Denker und Macher einzuteilen; nur weil ich mit den Händen arbeite, muß ich ja meinen Kopf nicht ausschalten.

Mir ist aufgefallen, daß Sie Ihren Plastiken nur selten Titel geben und ich empfinde das ein wenig so als ob Sie dem Betrachter eine Hilfestellung verweigern wollten?

Ich mache Formen, Dinge. Sie sind real, weil Plastik real ist. Sie sind nicht der Natur entnommen und erzählen keine Geschichte. Sie sind das, was sie sind. Diese Unbenennbarkeit schmerzt den Betrachter, da der Druck sehr groß ist, den Dingen einen Namen zu geben und sie einzuordnen. Ich will den Betrachter dazu bewegen, mit seinen Augen auf die Suche zu gehen, seine Gedanken, Erinnerungen und Erfahrungen in Beziehung zu setzen zu dem, was er sieht. Es ist mir schon sehr wichtig in der Plastik eine klare Richtung anzulegen, sie aber trotzdem für verschiedene Sichtweisen offen zu lassen.

Sehen Sie sich selber als abstrakt oder als realistisch arbeitende Bildhauerin?

Ich stelle mir die Frage, was Realität überhaupt bedeutet, wie ich sie erfahre. Ich erfahre sie nicht als etwas Homogenes, als einen Fluß, der von der Quelle bis zum Meer fließt. Ich erfahre Realität als etwas Zerrissenes, als etwas Sich-ständig-Überlagerndes, und diese Vielschichtigkeit hat ja sehr viel mit dem dreidimensionalen Medium der Bildhauerei zu tun. Hier gibt es kein Bild, kein Abbild, nicht eine Wahrheit, sondern eine komplizierte Verflechtung von Bezügen des Rundums. Es geht mir um die Gleichzeitigkeit von vielen verschiedenen Realitäten: ich höre einen Satz, der gesprochen wird und der Tonfall verrät die Lüge, gleichzeitig sehe ich einen Hund über die Straße rennen und höre das Quietschen der Autoreifen usw. . . . Ich fühle mich in meiner Wirklichkeitswahrnehmung zerrissen und habe nicht die Vorstellung

etwas zu machen, das alles wieder zu einem Ganzen zusammenfügt.

Der fragmentarische Charakter Ihrer Arbeiten, das spröde Material und auch verschiedene Themen Ihrer Plastiken wirken auf mich provokativ. Ist es Ihre Absicht zu provozieren?

Nein, jedenfalls nicht in erster Linie. Mein Material ist spröde und hat auch etwas Sich-Verweigerndes, aber ich denke, daß darin keine Provokation liegt. Man kann mit etwas Geschmeidigem, etwas Eingängigem womöglich viel mehr provozieren. Ich denke, es ist keine Frage des Materials, sondern es kommt immer auf den Kontext an. Ich will, daß die Augen etwas zu nagen haben, daß sie hängenbleiben, daß die Plastik dem Betrachter eine Choreographie anbietet oder manchmal auch aufzwingt. Das empfinde ich, um eine altmodische Formulierung zu verwenden, als ästhetischen Genuß, wenn meine Augen sich nicht mehr an bekannte Bilder klammern können, sondern sich ganz neu zurechtfinden müssen, da wird es für mich aufregend. Ich möchte Sehgewohnheiten in Frage stellen, in diesem Sinn möchte ich schon provozieren. Es geht mir um den zweiten Blick.

Was bedeutet die Kunst für Sie?

Die Kunst ist für mich ein Raum der Freiheit, einer ganz persönlichen Freiheit. Da bin ich frei, wie ich selber frei bin, wie ich mir selber kein Gefängnis bin; das bin ich natürlich und ich glaube auch nicht, daß es eine Befreiung aus diesem Gefängnis gibt, es macht ja auch meine Person aus. Ich versuche die mich umgebenden Gitterstäbe auseinanderzuschieben, soweit es nur geht. Ich liebe beim Arbeiten das Zusammenspiel von Hand und Auge, wenn es vom Auge zur Hand läuft und von der Hand zum Auge. Das ist kein unbewußter Prozeß. Es ist eine Art von Verdichtung.

Auszug aus einem Gespräch von Judith Gries (Kunsthistorikerin) und Elke Judith Wagner anlässlich der Ausstellung im Goethe Institut London.